

Jubiläen bieten Anlässe, Vergangenheit und Gegenwart aneinander zu messen. Dabei gibt es Themen, die sich dem historischen Blick relativ leicht öffnen. Wenn eine Firma ihr Gründungsdatum feiert, ist es üblich, den Wandel der Arbeitsformen zu zeigen, den technischen Fortschritt, die veränderte Organisation. Auch wenn ein Sportverein ein Jubiläum feiert, liegt es nahe, daß im obligatorischen Rückblick die sich wandelnden Formen von Turnen und Sport Revue passieren, und es ist von vornherein klar, daß die heutige Vielfalt des sportlichen Angebots nur wenig gemein hat mit dem Turnen von damals. Mit Heimat scheint das anders zu sein. Der Begriff ist geschichtlich aufgeladen, aber er wehrt sich gegen eine historische Relativierung. Heimat – war das nicht zu allen Zeiten dasselbe? Die intensive emotionale Bindung an einen Ort, der vertraute Raum, in dem die Dinge und das Handeln selbstverständlich sind, die Gegend, mit der man sich in besonderem Maße identifiziert? Die Antwort heißt ja und nein.

An Besitz und Eigentum gebunden:  
Heimat und Heimatrecht

Gewiß wurde mit Heimat stets ein besonderer Bezug zu einem Raum bezeichnet; aber dieser Bezug – und manchmal auch der Raum – wechselte: Heimat, der Begriff Heimat, hat seine eigene Geschichte. Und es ist gewiß sinnvoll, wenigstens ein paar Stationen und Etappen dieser Geschichte zu skizzieren.

Heimat – das Wort und die Vorstellung Heimat – gab es lange bevor irgend jemand über Heimat zu philosophieren begann, lange ehe die mit dem Namen bezeichnete Sache oder Beziehung problematisch wurde, ehe man sich entschied, der Heimat in Bünden und Vereinigungen eine besondere Pflege angedeihen zu lassen. Die philologische Geschichte soll hier nicht nachgezeichnet werden; aber wichtig ist es wohl, daß der Sinn des Wortes Heimat schon sehr früh keineswegs eindeutig war. Zumindest der Umfang des mit Heimat bezeichneten Raums war – schon in den mittelalterlichen Anfängen der Begriffsgeschichte – nicht eindeutig festgelegt. In Martin Luthers Bibelübersetzung spricht Abraham vom

*Gott des Himmels, der mich von meines Vaters Hause genommen hat und von meiner Heimat (1. Mos. 24,7).* Dies ist wohl nicht als bedeutungsgleiche Verdoppelung gemeint; Heimat ist weiter als Vaterhaus, bezeichnet – wie auch bei anderen Autoren jener Zeit – ein Land oder eine Gegend. Heimat kann sich aber auch auf einen einzelnen Ort, den Geburtsort oder den ständigen Wohnort, beziehen. Und manchmal wird der Begriff eben doch eingeeengt auf das elterliche Haus und das eigene bäuerliche Anwesen.

Dies letztere scheint in der Umgangssprache die gängige Bedeutung gewesen zu sein. Jeremias Gottleb läßt seine Bauern verschiedentlich über *das Heimat* reden; das Wort wurde also als Neutrum verwendet. *Das neue Heimat kostet wohl 10000 Gulden*, heißt es einmal. In den süddeutschen Dialekten hat sich diese Bedeutung bis in die Gegenwart herein gehalten.

Heimat war also ein Zugehörigkeitsverhältnis; das Wort bezeichnete den Raum, die Gegend, den Ort, schließlich das Haus, zu dem man gehörte. Allerdings läßt sich diese Feststellung beinahe umdrehen: das Haus, das einem gehörte. Denn nur, wer Besitz hatte, hatte Heimat im vollen Sinn des Wortes.

Die relativ enge Bindung des Begriffs Heimat an Eigentum und Besitz zeigt sich auch in den Bestimmungen des «Heimatrechts», das in den deutschen Ländern bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus galt. Dieses Heimatrecht bezog sich auf die jeweilige Heimatgemeinde: Nur wer das Heimatrecht hatte, durfte sich in der betreffenden Gemeinde niederlassen, sich verheiraten, ein Gewerbe ausüben. Und vor allem: das Heimatrecht garantierte ihr oder ihm im Falle der Bedürftigkeit die Hilfe der Gemeinde. Das Heimatrecht war aber auf diejenigen beschränkt, die schon eine Heimat hatten – also Grundbesitz, Haus und Hof, und die ihrerseits die Gemeinde mit Abgaben unterstützten. Zwar wurde die Fürsorge auch für die anderen, die «Heimatlosen», geregelt, und man orientierte sich auch bei ihnen an den «Heimatverhältnissen», also an der Herkunft – aber das volle Heimatrecht kam ihnen nicht zu.

Heimat war also auch ein juristischer, ein Rechtsbegriff, und überhaupt hören sich diese Zusammenhänge sehr nüchtern und sachlich an: Heimat als Besitz, für den ein Preis, ein konkreter Geldwert angegeben werden kann, und Heimat als Rechtsgrundlage für bestimmte Vergünstigungen.

\* Festvortrag, gehalten am 1. Dezember 1988 bei der Jubiläumsveranstaltung «80 Jahre Schwäbischer Heimatbund» im Silchersaal der Stuttgarter Liederhalle.

Übers Materielle und Juristische hinaus ist Heimat der Begriff vom sicheren, erfüllten Leben

Aber man darf sich nicht täuschen: Diese nüchtern-realistischen Bezüge waren bereits emotional unterfüttert. Die Heimat war nicht ein Stück Land oder ein Haus wie jedes andere, sondern es gab dafür eine besondere Bewertung. Dafür gibt es zwei Indizien. Das eine ist die Tatsache, daß schon im 15. Jahrhundert von der *himmlischen Heimat* die Rede ist, also von einem ins Jenseits verlagerten Ort, an dem auch die ihren Frieden finden würden, denen hier Heimat versagt war. Das andere ist das *Heimweh*, über das schon vor etwas mehr als 300 Jahren eine Basler Dissertation geschrieben wurde. Eine medizinische Dissertation, denn die Nostalgie oder das Heimweh wurde als regelrechte Krankheit angesehen und behandelt. Aber man wird annehmen dürfen, daß die pathologischen Formen des Trennungsschmerzes nur die Übersteigerung eines allgemeinen Gefühls waren und damit bezeugen, wie eng die Heimatbindungen waren.

So tritt zunächst die Kontinuität deutlicher hervor als der Unterschied. Aber der Heimatbegriff früherer Jahrhunderte war so umfassend und besaß eine solche Totalität, daß zumindest ein Teil der späteren Auffassungen doch nicht damit gleichzustellen ist. Gewiß, nicht jedes hatte Heimat, zumindest nicht gleich viel Heimat. Das Heimatrecht schützte die einen und grenzte die anderen aus. Aber für diejenigen, die Heimat hatten, war damit ein umfassender Begriff von sicherem und erfülltem Leben gemeint. Der Begriff Heimat bezog sich auf das gesamte Dasein, das materielle wie das geistige, auf Arbeit wie Feierabend, auf hiesige Realitäten wie jenseitige Sehnsucht. Und genau hier ist die Differenz zu suchen. Der Heimatbegriff unterliegt seit etwas mehr als einem Jahrhundert wiederholten Reduktions-schüben und verlor so seine Totalität.

Heimat erhält ländliche, idyllische Schlagseite, zudem wird der Begriff nationalistisch aufgeladen

Zu einem öffentlichen – in der Öffentlichkeit diskutierten – Thema wurde Heimat erstmals im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Damals entstand eine Heimatbewegung, die zunächst in erster Linie Heimatkunstbewegung war. Sie fand ihren Ausdruck vor allem in der erzählenden Literatur, aber auch in Aufsätzen, die in Familienzeitschriften gedruckt wurden, in religiösen Traktaten, in philosophischen Abhandlungen. Die vielen und vielerlei Autoren waren sich einig in der Auffassung, daß die Heimat bedroht sei durch die äußere und innere Entwick-

lung, durch den wirtschaftlichen und sozialen Umbruch, der allenthalben die gewohnten Strukturen veränderte. Heimat wurde jetzt gewissermaßen defensiv definiert als das, was vor jenem Umbruch war oder was sich dem Umbruch (scheinbar oder tatsächlich) verweigerte. Konkret: Da die Veränderungen von der Stadt, insbesondere der Großstadt, ausgehen, gilt nunmehr als Heimat, was am wenigsten urbanisiert und urban ist. Der Heimatbegriff erhält eine ländliche Schlagseite; die kleinen Provinzstädte lassen sich gerade noch einbinden – Großstadt und Heimat dagegen scheinen unversöhnliche Gegensätze. Die Heimatdichter treten an gegen die ungesunde, dekadente «Asphaltliteratur», die kirchlichen Instanzen pflegen die «Dorfkirche», in der schulischen Heimatkunde, die sich damals herausbildet, dominiert das bäuerliche Weltbild.

Die Vorstellung von Heimat wird außerdem historisiert. Heimat wird zu einem innovationsfremden oder -feindlichen Begriff. Nur was in der Tradition verankert ist, verdient den Namen Heimat. Ja, Heimat erscheint geradezu als geronnenes Bild der Vergangenheit, der guten alten Zeit.

In der Tat: der *guten* alten Zeit. Denn der Heimatbegriff unterliegt auch einem Zug zur Sentimentalisierung. Selten zielt der Begriff auf die reale Welt des ländlichen Lebens; präsentiert wird die Idylle oder doch eine Welt, in der – auch wenn hart gearbeitet wird – letztlich alles gerecht und ordentlich zugeht, in der die realen Spannungen aufgehoben sind in der Harmonie des Heimatgedankens.

Mit dieser Sentimentalisierung war schließlich auch eine Verengung des Begriffs aufs Ästhetische verbunden. Heimat, vorher einen umfassenden Alltagsbezug bezeichnend, wurde zu einer Art Sonntagsvokabel und zunehmend reduziert auf einzelne Zeichen: Heimat – das war die pittoreske Tracht, die Fachwerkfassade, das waren Volkslied und Volkstanz.

Je mehr sich der Begriff Heimat von der vollen Realität entfernte, umso leichter war es offenbar möglich, ihn als Schlagwort pathetisch aufzuladen. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Wort eher dann gebraucht, wenn von Gefühlsbindungen an die nächste Umgebung die Rede war. Heimat war das, was der Bürger bei seinen Spaziergängen in die freie Natur und in die dörfliche Umgebung erfuhr und empfand. Jetzt, gegen Ende des Jahrhunderts, und mehr noch im neuen, im 20. Jahrhundert, strömten in den entleerten Heimatbegriff auch nationalistische und imperialistische Tendenzen ein. Immer häufiger wird aufgerufen zum Kampf für Heimat und Vaterland, und immer wieder taucht jene Wendung auf, die man auch heute noch in

besinnlichen Festreden hören kann: Heimat sei ein unübersetzbares Wort, eine Eigenheit der deutschen Seele – nur hier gebe es die leidenschaftliche Beziehung zum angestammten Boden und Erbe. Heimat wurde also einerseits reduziert auf harmlose Demonstrationsobjekte der guten alten Zeit, und das Wort wurde andererseits zur vagen Kampfpapare, die Gefühle der Nähe abrief und doch auf die Ferne gerichtet war. In dieser Form stellte sich Heimat in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vor und dar.

«Daß die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört»

Es gehört zu den eindeutigen Aktiva in der Bilanz des Schwäbischen Heimatbundes, daß er sich keiner dieser beiden Richtungen fügte und einfügte. Wenn wir Berichte über die Gründung des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern im Jahr 1909 nachlesen, dann spüren wir darin ein deutliches Ungenügen an der allgemeinen Heimatdiskussion. Hier erscheint Heimat weder als vage nationale Idee noch als eine auf wenige Kulturgüter geschrumpfte Idylle. Die Vorläuferorganisation des Schwäbischen Heimatbunds wollte, ähnlich wie auch die anderen im Deutschen Bund Heimatschutz zusammengefaßten Verbände, Heimat wieder in einem volleren Sinne zur Geltung bringen und verteidigen. Im Programm von 1909 heißt es: *Wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, die Industrialisierung unseres Landes dahin zu beeinflussen, daß die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört. Wir fragen: Wie kann bei der industriellen Entwicklung unseres Landes eine neue, nicht nur technisch, sondern auch sozial und künstlerisch befriedigende Gestaltung unseres Landes, unserer Dörfer und Städte herbeigeführt werden. Unser Ziel ist die Bändigung des Kapitalismus, daß er nicht unersetzliche geistige Werte zerstört, indem er materielle schafft.*

Dies ist eine so grundsätzliche und weitblickende Formulierung, daß man sich auch heute noch weiterhin damit identifizieren kann. Allerdings: Statuten und programmatische Zielsetzungen sind eine Sache, die tatsächlich geleistete Arbeit und die auf die Praxis durchschlagenden Modifikationen der Zielsetzung eine andere. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß jene Zielformulierung nur als rhetorische Sprechblase über den (vielen) Männern und (wenigen) Frauen schwebte, die sich an die konkrete Arbeit im Heimatbund machten. Aber die vorher angedeuteten Tendenzen, die Reduktionsschübe machten auch vor dem Heimatbund nicht völlig Halt. Ich beschränke mich darauf, drei solcher Einschränkungen zu charakterisieren.

«Bändigung des Kapitalismus» – das läßt an offensive Strategien denken, die der industriellen Expansion klare Grenzen setzen, die gestaltend eingreifen in den – im Prinzip akzeptierten – Ausbau der Industrie. Es gab Anstrengungen in dieser Richtung, und eine detaillierte Geschichte des Schwäbischen Heimatbundes könnte sicherlich eine ganze Reihe von Erfolgen auflisten, wenn auch eher an den Rändern der eigentlichen Expansion. Aber blättert man in den Zeitschriften- und Jahrbüchern der Heimatbünde – ich greife hier bewußt über das schwäbische Beispiel hinaus –, dann erscheint als das in diesem Zusammenhang am meisten traktierte Thema die ländliche Reklame, deren Auswüchse bekämpft werden sollten. Dies war gewiß eine ehrenwerte Aufgabe; aber sie war doch eher peripher, und die entsprechenden Anstrengungen waren bieder und kurios: Es gibt Plädoyers für holzgeschnitzte ESSO-Schilder an Tankstellen, und dies erscheint dann doch als ziemlich hilflose und harmlose Waffe in der Auseinandersetzung mit dem gefräßigen Moloch der expandierenden Industrie. Dies aber ist, bis zu einem gewissen Grade, symptomatisch: Es ging den Heimatschützern um die ländliche Welt und nicht etwa die städtischen Zentren und großen Ballungsräume, und es ging eben doch vielfach um Harmlosigkeiten. Auch der Heimatbund blieb nicht unberührt von jener quasi ornamentalen Heimatauffassung, die Heimat am sichersten im Dekor oder in vereinzelt Demonstrationsobjekten – zwischen Tracht und Brauch, geschnitzten Eckbalken und bemalten Hausfassaden – verkörpert sah.

Schwäbisch: Stammeslob und Abwertung des Fremden

Eine zweite Einschränkung: Das Adjektiv schwäbisch, das nach dem Sinn der Statuten und wohl auch nach der Meinung der meisten Gründer schlicht den Wirkungsort bezeichnen, die Beobachtungsaufgaben und Interventionsmöglichkeiten abgrenzen sollte, wird relativ schnell zum ideologieträchtigen Begriff, in dem jahrtausendealte Blutströme rumoren und in dem sich Stammesseele und Stammescharakter ausdrücken. Dem relativ blinden Eigenlob wird der Zugang – beispielsweise zum Jahrbuch und zur Zeitschrift des Heimatbunds – nicht verwehrt, was schon deshalb merkwürdig anmutet, weil einer der energischsten Wortführer der Anfangsjahre, der Esslinger Verlagsbuchhändler Wilhelm Meyer-Ilschen, aus Niedersachsen stammte und weil ja auch im weiteren Verlauf gerade Fremde, Zugewanderte besonderes Interesse für die Arbeit des Heimatbunds zeigten.

# **Aufruf zur Gründung eines Württembergischen Bundes für Heimatschutz**

**Heimatschutz fordern wir!** — Seit der Begründung des neuen Deutschen Reichs sind „deutsche Interessen“, „vaterländische Bestrebungen“ und ähnliche Schlagworte so sehr in aller Munde, wie bis zu jenem Zeitabschnitt kaum jemals zuvor; aber die Heimat selbst, unser deutsches Land, der Nährboden aller unserer Gesittung, sie durfte ungeschont entehrt, beraubt, entstellt werden. Die Kulturvölker haben immer eine Ehre darin gesehen, das zu bewahren und zu erhalten, was edel geartete und feinsinnige Menschen bei ihnen geschaffen haben. Dem zuwider ist bei uns freilich schon in früheren Jahrhunderten durch Zerstören alter Bauwerke viel gesündigt worden. Aber das verschwindet völlig im Vergleich zu dem, was in der Neuzeit geschehen ist. Ja, kriegerische Verwüstungen vergangener Jahrhunderte haben nicht so verheerend gewirkt, so gründlich in Stadt und Land mit dem Erbe der Vergangenheit aufgeräumt, wie die Uebergriffe des modernen Lebens mit seiner rücksichtslos einseitigen Verfolgung praktischer Zwecke. Und hier handelt es sich nicht mehr allein um die Zerstörung von Menschenwerk, sondern ebensosehr um die brutalsten Eingriffe in das Leben und die Gebilde der Natur. Busch und Hecke, Heide und Acker, Moor und Wiese verschwinden, wo irgend ihr Vorhandensein mit einem sogenannten rationalen Nutzungsprinzip in Widerstreit gerät.

Wollen wir, so rufen wir mahnend jetzt ins schwäbische Land hinein, unsere traute und teure Heimat für alle Zeiten der Entstellung preisgeben? Wir wollen denn doch verhüten, daß uns einstmals die Enkelkinder anklagen: Ihr habt uns unsere Heimat verderben lassen! So schließen auch wir uns zu einem Württembergischen Bunde für Heimatschutz, zu einer großen Vereinigung aller Gleichgesinnten zusammen.

Der Württembergische Bund für Heimatschutz will es sich zu seiner einzigen und großen Aufgabe machen, die Heimat gegen die mancherlei Verwüstungen, die ihr drohen, zu schützen und sie in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart zu erhalten. Wir wollen dabei alle Uebertreibungen vermeiden und durchaus dem modernen Leben mit seinen veränderten Forderungen Rechnung tragen. Wir wollen nicht immer Klagelieder anstimmen, wenn ein altes baufälliges Haus abgerissen wird und einem Neubau Platz machen muß. Das wäre töricht und unverständlich gehandelt. Aber das können wir verlangen, daß an Stelle des guten Alten gutes Neues, Gleichwertiges gesetzt wird. Wir schließen uns dem Deutschen Bund Heimatschutz unter Professor Schulze-Naumburgs Leitung an, sind aber gemäß den neuen Satzungen dieses Bundes eine durchaus selbständige Vereinigung mit eigenem Vorstand und eigener Geschäftsführung. Unser Hauptaugenmerk wollen wir auf die Erziehung, auf die Rückführung zu einer Kultur richten, die aus all den bisher so oft ungenügend beachteten Werten unserer schwäbischen Heimat Nahrung schöpft. Dies hoffen wir zu erreichen durch Aufklärung der breitesten Massen mit Hilfe geeigneter Veröffentlichungen in Wort, Bild und Vorträgen. Der Mitgliederbeitrag wird der Selbsteinschätzung überlassen, doch ist die ordentliche Mitgliedschaft schon bei einem Jahresbeitrag von Mk. 2.— zu erwerben, damit jedem Gelegenheit gegeben sei, an der großen Kulturarbeit mitzuwirken.

Es handelt sich hier nicht um eine Liebhaberei, sondern um eine Kulturfrage. Die Vaterlandsliebe wurzelt in der Heimatsliebe und niemand kann eine Gegend lieben, die aller Schönheit und Eigenart bar ist.

Mit dem blinden Eigenlob war fast unvermeidlich eine Abwertung des Fremden verbunden. Der im Rückblick eher peinliche Kampf gegen die Weißenhofsiedlung und gegen undeutsche Baugesinnung insgesamt fand seine Entsprechung in manchmal recht kleinkarierten architektonischen Vorschlägen. Das Stammeslob drang aber auch in Bezirke vor, in denen man es heute nicht mehr suchen würde. Im Jahr 1916 findet sich in der Zeitschrift des Schwäbischen Heimatbundes beispielsweise ein Aufsatz mit dem merkwürdigen Titel: *Todesrekord und Musterwirtschaft*. Das Rätsel dieser Formulierung wird gleich in den ersten Sätzen gelöst: *Die Württemberger haben die größten Verluste gehabt, und gerade sie haben es sich auf ihrem furchtbaren Kriegsschauplatz, den Argonnen, am heimeligsten einzurichten gewußt – in Wohnungen im Stile des Höhlenmenschen* nämlich, wie die Bildunterschrift verkündet.

1914 und 1933: Nationalistische Bekenntnisse

Dieser Beleg verweist allerdings auch schon auf einen dritten Zusammenhang: Es bedeutete für den Schwäbischen Heimatbund eine schwere Hypothek, daß seine friedlichen Bemühungen schon wenige Jahre nach der Gründung in Kriegsanstrengungen aller Art und in nationalistische Bekenntnisse mündeten, die praktisch auch noch eine weite Strecke in der Weimarer Republik bestimmten. Es gibt Jahrbücher, in denen Erörterungen über Kriegsgräber und Kriegerdenkmäler den größten Raum einnehmen. Die Kriegsbegeisterung ließ aber auch den Stammesenthusiasmus aufgehen in einen militanten Nationalismus. *Unser Reichsbaum ist nun umgepflanzt und seine gesunden Wurzeln entsprossen der Heimatliebe. (...) Dafür aber soll unser Heimatschutz der Gärtner sein*, heißt es im Jahr 1922. Man wendet sich gegen Ausländerei und Internationalismus; die Töne werden schärfer, die Perspektive wird enger, und 1933 läßt sich der Vorstand zu einem gereimten Vorspruch begeistern: *Deutscher Frühling – Schwäbische Pfingsten*, heißt die Überschrift, und dann folgen die Verse:

<i>Nun laßt die Glocken</i>	<i>Des Flammenstoßes</i>
<i>Von Turm zu Turm</i>	<i>Geleucht facht an!</i>
<i>Durchs Land frohlocken</i>	<i>Der Herr hat Großes</i>
<i>Im Jubelsturm!</i>	<i>An uns getan.</i>

*Ehre sei Gott in der Höhe!*

Und nach einer kurzen prosaischen Erläuterung nochmals in aller Deutlichkeit: *Das große deutsche Wunder ist geschehen*.

Hier ist nicht der Platz für politische Archäologie, und es wäre nicht nur ein Verstoß gegen – freilich etwas flache! – Jubiläumssitten, sondern auch einfach falsch, wollte man den Heimatbund insgesamt auf diese Linie festlegen. Noch einmal: die Gründungsaufrufe reden eine andere Sprache, und es gab viele ehrliche Bemühungen in jener anderen, zwar auch nicht unpolitischen, aber freieren Richtung, vieles, auf dem der Heimatbund in der Nachkriegszeit aufbauen konnte und das auch heute noch die Wege und Schritte mitbestimmen kann.

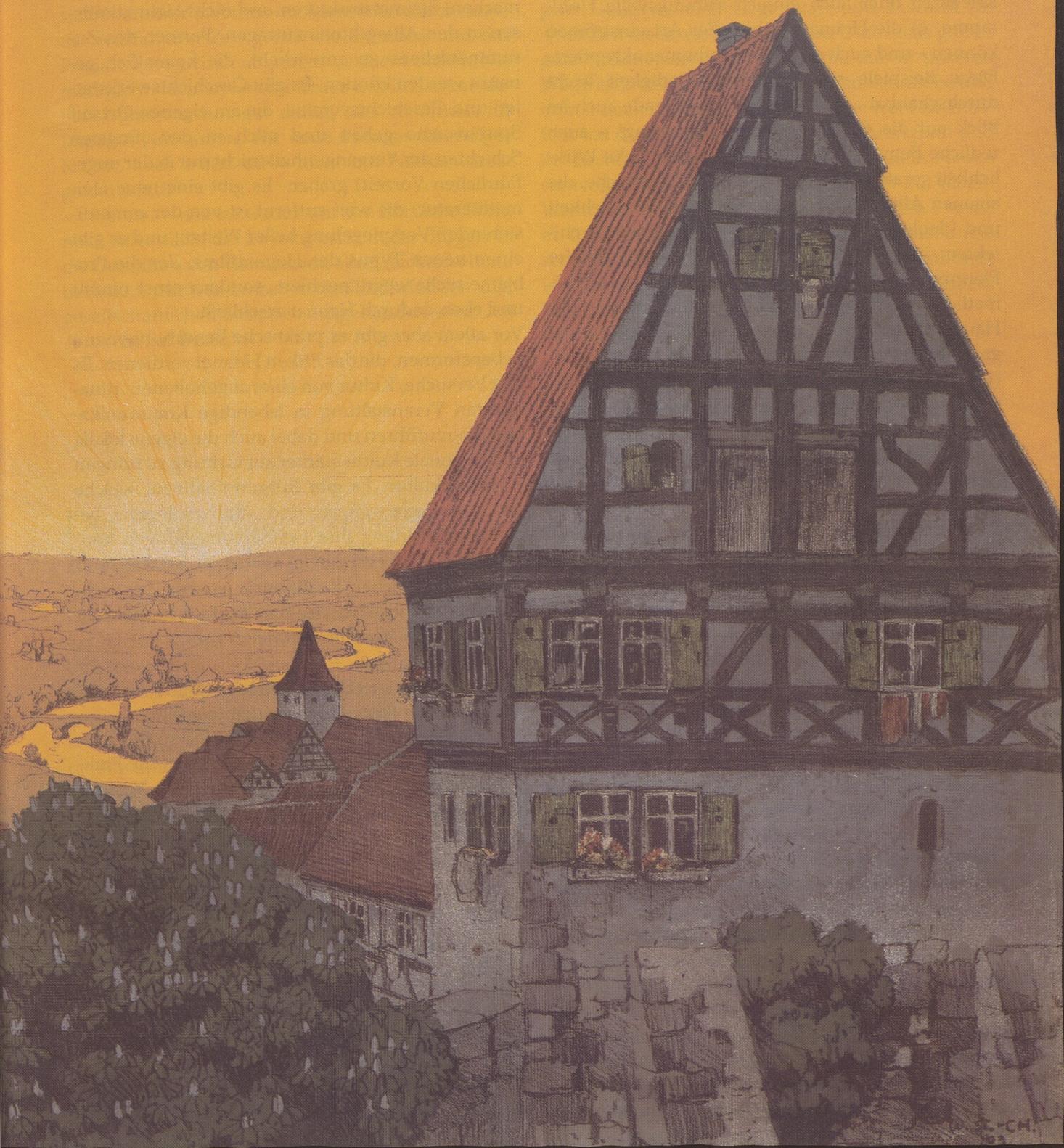
Heimat: ein frei verfügbares Fertigteil

Auf der anderen Seite sind der Begriff und die Sache Heimat freilich noch immer jenem Kräftefeld ausgesetzt, in dem die charakterisierten Reduktionen und Einschränkungen ihren Platz beanspruchen. Ja man hat den Eindruck, daß die Wucht unkontrollierbarer Veränderungen so groß geworden ist, daß der Rückzug – ein Rückzug auf Harmlosigkeiten – seit längerer Zeit programmiert scheint: Je mehr die wirkliche Heimat, verstanden als responsive Umwelt, als Basis der Übereinstimmung, des Dialogs von Mensch und Natur der Zerstörung ausgesetzt war, um so besser funktionierte die Inszenierung mit Heimatkulissen.

Peter Rühmkorf notierte vor einigen Jahren: *Was wir gerade eben noch Heimat nennen können, ist nämlich nicht allein in seinem Namen, es ist bereits in der Substanz bedroht – ganz egal, ob uns der Mutterboden unter dem Hintern wegspekuliert wird oder die liebe Atemluft vor der Nase enteignet, und ohne daß man uns außer Landes jagte, sind wir doch alle in gewisser Weise Heimatvertriebene auf Abruf. Ein kleines Weilchen noch an industriellem Vormarsch, und die Heimat hat sich wie von selbst verflüchtigt*. Was Rühmkorf weiß, was er aber hier nicht eigens hinzufügte: daß inzwischen regelrechte Industrien dabei sind, die sich verflüchtigende Heimat aufzufangen und daraus einen synthetischen Heimatsirup zu destillieren, der überall zugesetzt werden kann.

Dieser Vorgang ist bekannt; er braucht fast nur über Stichworte abgerufen zu werden. Da sind die teils süßlichen, teils heroischen Heimatfilme, deren erste Konjunktur in die Zeit des Nationalsozialismus fiel, die aber auch nach 1945 immer wieder Renaissancen erlebten. Da sind die am Kiosk verkauften Heimatromane, in denen mehr oder weniger aufregende Handlungen in steril-heiler Welt seriell angeboten werden. Und da sind die alten und neuen Heimat-

Werbeplakat des Künstlers Walter Strich-Chapell, ca. 1920/25.



W. STRICH-CHAPELL

 **Württembergischer  
Bund für Heimeschutz**

schlager, die verlogenen Beruhigungsgesänge der Kriegszeit oder auch einfach salbungsvolle Hohlräume, in die Heimatgefühle aller Art einströmen können – und auch sie sind noch immer akzeptiert. Diese Beispiele sind in ihrer Windigkeit leicht durchschaubar. Aber – und dies ist gerade auch im Blick auf die Gegenwart von Bedeutung! – auch redliche Bemühungen um mehr heimatliche Wirklichkeit geraten sehr leicht auf diese Gleitfläche, die eigenen Alltag und fremdes Business, Wirklichkeit und Ideologie verbindet. Da bemühen sich Architekten, in harter Diskussion und mit sorgfältiger Planung, um «Regionalismus im Bauen», um heimatliche Anklänge im Stil und in der Funktion der Häuser. Aber am schnellsten lernt die Lektion die große Fertigbaufirma: sie hat bald ihre Landschaftstypen mit friesischem Reetdach und mit alpenländischem Umlaufbalkon, und sie liefert beides auch nach Köln oder Frankfurt oder Stuttgart. Damit aber landet diese Bemühung ungewollt im fragwürdigen Heimatrummel, für den es viele Beispiele gibt: Eine große Zigarettenfirma schreibt einen Preis aus für die Förderung lebendigen Brauchtums, das sie dann in der Reklame verwendet. Banken veranstalten in ihren Betonsilos heimatliche Dialekttage. Kaufhäuser richten Verkaufswochen «Unsere Heimat» ein – und so weiter. Kurz: Heimat ist zum frei verfügbaren Fertigteil geworden, zum ziemlich beliebig einsetzbaren Ornament. Es mag sein, daß auch seriöse Institutionen – wie der Schwäbische Heimatbund – von dieser Konjunktur profitieren, daß es jedenfalls ein Leichtes wäre, sich hier anzuhängen. Aber die Aufgabe des Heimatbundes ist es, einen anderen, volleren Heimatbegriff zur Geltung zu bringen.

Formen des Zusammenlebens entwickeln,  
die heimatlich genannt werden können

Mit dieser Feststellung renne ich glücklicherweise ziemlich offene Türen ein, und die Verfolgung dieser Aufgabe kann inzwischen auch auf gute Resonanz hoffen. Inzwischen ist es nämlich vielen deutlich geworden, daß Heimat oft erst nach den schlimmsten Kahlschlägen ausgerufen wurde, daß man nämlich dann die häßlichsten Blößen mit Heimat-Toupets zu kaschieren suchte: monumentale Betonbunker mit historischem Fachwerk, monströse Straßenkreuzungen garniert mit sozialem Kriechgrün und pflegeleichten Bäumchen, das Allerweltsgetriebe von Städten und Dörfern scheinbar individualisiert durch Tracht und Brauch.

Gegen einen solchen verkürzten Heimatbegriff hat sich Widerstand formiert. Es gibt inzwischen viele Ansätze zu einer langwierigen, zähen Arbeit, deren

Ziel es ist, Orte und Landschaften zur Heimat zu machen, Heimatstrukturen und nicht Heimatkulissen in den Alltag hineinzutragen, Formen des Zusammenlebens zu entwickeln, die heimatlich genannt werden können. Es gibt Geschichtswerkstätten und Geschichtsvereine, die am eigenen Ort auf Spurensuche gehen und auch in den jüngsten Schichten der Vergangenheit (nicht nur in der ungefährlichen Vorzeit) graben. Es gibt eine neue Heimatliteratur, die weit entfernt ist von der romantisierenden Vorspiegelung heiler Welten, und es gibt einen neuen Typus des Heimatfilms, der die Probleme nicht wegretouchiert, sondern ernst nimmt und eben dadurch Heimat erschließt.

Vor allem aber gibt es praktische Bemühungen um Lebensformen, die das Etikett Heimat verdienen. Es gibt Versuche, Kultur von einer abgehobenen, ritualisierten Veranstaltung in lebendige Kommunikation überzuführen und dabei auch die eigene lokale und regionale Kultur stärker zur Geltung zu bringen – Heimatkultur. Es gibt Bürgerinitiativen, welche der von Sachzwängen und «Sachzwängen» bestimmten Planung ihre Heimatvorstellungen konfrontieren. Und es gibt in manchen Städten und Dörfern inzwischen Koalitionen jenseits der traditionellen Schubfächer der Politik, etwa im Zeichen einer ökologischen Heimatorientierung.

Unabhängigkeit befähigt den Heimatbund,  
sich gegen die Discountheimat zu wehren

Weil aber im allgemeinen in den Parteien die Fraktionsdisziplin zu starr und lähmend, in den Verwaltungen die Strukturen zu unbeweglich sind für solche Initiativen und Aktionen, braucht es unabhängige Zusammenschlüsse wie den Heimatbund. Er gehört in die Nachbarschaft solcher vernünftiger Heimatbemühungen, in die Landschaft unorthodoxer und vitaler Gegenströmungen zur Discountheimat, die den Menschen nicht mehr genügt. Der Schwäbische Heimatbund wird sich auch künftig zu wehren wissen gegen die Versuche, Heimat aufs Nur-Ornamentale zu reduzieren; er wird sich auch künftig gegen die Halbierung von Heimat wenden. Die Aufgabe, die gestellt ist, läßt sich in vier Forderungen zusammenfassen:

– Heimat, das sind nicht einzelne Zeichen, sondern das ist eine anspruchsvolle Etikettierung des Ganzen. Das Prinzip des Ensembleschutzes reicht über die Denkmalpflege zusammenhängender Baugruppen hinaus. Es geht überhaupt nicht nur um Äußeres, nicht nur um schöne Fassaden, sondern um das, was sich dahinter abspielt.

– Heimat kann nicht mehr definiert werden über

die Gnade der langen Seßhaftigkeit. Heimat, die sich in unserer mobilen, die Menschen durcheinander wüfelnden Zeit gegen die Fremden und das Fremde kategorisch abgrenzt, verdient diesen Namen nicht. Heimat ist eine Frage des Zusammenlebens, und wir tun gut daran, uns zu öffnen für Impulse von außen, für neue Formen lebendiger Kultur, auch wenn diese nicht mit Neckarwasser getauft sind.

– Heimat – das ist weder nur die dörfliche Welt, noch ist es allein der Erholungsraum der Bürger. In die Definition von Heimat sind alle Schichten einzu beziehen; nur was zwischen den Bedürfnissen aller gesellschaftlichen Gruppen ausgehandelt wird, hat Aussicht auf Bestand.

– Schließlich: Heimat ist nicht nur das Vergangene, sondern auch Gegenwart und Zukunft. In einer Zeit rasanten Wechsels und Umbruchs gibt es gute Gründe, darüber zu wachen, daß in unseren Wegwerfkreislauf nicht auch sehr substantielle und immer noch stabile Güter einbezogen werden. Insofern hat die Berufung auf Tradition ihren Sinn und ihr Recht. Aber es geht auch darum, dem Neuen sinnvolle Strukturen und gute Formen zu geben. Was in seinen fruchtbarsten und kräftigsten Phasen in der achtzigjährigen Vergangenheit das ungeschriebene Motto des Schwäbischen Heimatbunds war, kann auch die Maxime für die Zukunft bleiben: Erhaltung und Gestaltung.

## Der Peter-Haag-Preis 1989 – Private Denkmalerhalter ausgezeichnet

*Ulrich Gräf*

Die Verleihung des Peter-Haag-Preises 1989 am 8. Oktober vergangenen Jahres im Schloß Haigerloch gibt Anlaß, die Preisträger vorzustellen. Es fiel dieses Mal der Jury ausgesprochen schwer, aus der großen Zahl von Bewerbungen eine sachgerechte Auswahl zu treffen, wurde doch eine Vielzahl von denkmalpflegerisch guten und beispielhaften Hausrenovierungen dem Schwäbischen Heimatbund als preiswürdig vorgeschlagen. Obwohl der Peter-Haag-Preis auf jährlich drei Preisträger begrenzt ist, hat sich die Jury spontan entschlossen, ausnahmsweise fünf Preise zu vergeben. Einmal um der Vielzahl guter Bewerbungen gerecht zu werden, vor

allem aber auch, um das breite Spektrum vorbildlich renovierter Objekte zu erfassen. So würdigt der Peter-Haag-Preis 1989 Gebäude vom Güterschuppen über einen historischen Garten, eine großbürgerliche Villa und ein mittelalterliches Fachwerkhaus bis hin zu einem Schloß.

Einige der Preisträger waren über ihre Auszeichnung verwundert, hatten sie sich doch gar nicht selber beworben. Dies rührt daher, daß der Schwäbische Heimatbund zunehmend von den unteren Denkmalschutzbehörden, die ja vor Ort tätig sind und am besten die frisch renovierten Gebäude kennen, Vorschläge für Bewerbungen erhält. In der Regel liegen auch gleich die wichtigsten Daten zu den Gebäuden bei, so daß die Jury sich ein umfassendes Bild machen kann. Ich denke, daß die Überraschung derjenigen, die sich nicht selber beworben haben, inzwischen in Freude und einen gewissen Stolz umgeschlagen ist.

Güterabfertigungsschuppen  
Bahnhof Ellrichshausen

Der Eigentümer Rudolf Wagner frönt einem Hobby, das eigentlich der Kindertraum vieler ist: viele eigene und vor allem schöne Autos zu besitzen und

Ansicht des Güterabfertigungs-Schuppens beim Bahnhof Satteldorf-Ellrichshausen.

